

Hermann Schulz

Viel zu kleine Messungen - Über afrikanische Literatur

Herz der Finsternis

Über Afrika ist seit zweihundert Jahren viel Kluges und Spannendes geschrieben worden. Auch *Jenseits von Afrika* war ein wunderbarer Film von den Sehnsüchten der schönen Dänin Tania Blixen. Aber was hat er, außer dass die Statisten Afrikaner sind und Löwen herumstreichen, mit Afrika zu tun? Alle solche Versuche der Umarmung und wirkungsvoller Schäferstündchen unter tropischem Himmel haben schließlich nicht bewirkt, den Europäern den schwarzen Kontinent und seine Menschen brüderlich-partnerschaftlich näher zu bringen. Oder Afrika wenigstens ein bisschen besser zu verstehen. Afrika blieb Projektionsfläche für alle möglichen Allmachtsphantasien und Zwangsvorstellungen, die Afrikaner exotische Statisten. Der kluge Jean Paul hat offensichtlich schon erstaunlich früh das Dilemma geahnt, als er vorsichtig forderte, nicht länger von Afrikas „Reichtum, Gluthitze, unergründlicher Tiefe und Größe dieses Reiches viel zu kleine Messungen (zu) machen“. Reisende, Sprachforscher, Kolonisatoren und Dritte-Welt-Bewegte ergehen sich in nebulöser Schwärmerei, und es liegt der Verdacht nahe, dass sie unbewusst den Mangel brauchbarer Erkenntnisse verbergen und als Surrogat „dieses innerste Afrika“ mehr in sich selbst suchen als im Gegenstand ihrer Liebe. Joseph Conrads *Herz der Finsternis* oder Celins *Reise ans Ende der Nacht* wirken bis heute für ein Bild des «eigentlichen», des «literarischen» Afrika weit stärker als dreihundert Werke afrikanischer Literatur, die uns in Übersetzungen zur Verfügung stehen. Die Afrikaner kommen dabei schlecht weg, sind sie doch in diesen Abenteuern der Seele nicht mehr als Randfiguren, schwarze Symbole des Dunklen und Bösen, wie es Chinua Achebe in einem Essay formulierte.

Verweigerung

Man sagt in einschlägigen Kreisen, dass jemand, der auch nur zwei Jahre in Afrika war, als Rassist zurückkommt. Selbst Linke oder eingefleischte Dritte-Welt-Fanatiker haben spätestens nach dem dritten Glas unglaubliche Geschichten über ihre Afrika-Erfahrungen parat. Wo liegt der Grund für soviel Enttäuschung? Afrika verweigerte sich von Anfang an, die Berichte aus Kolonialarchiven sind voll davon. Es war ein Widerstand, der die Machthaber, Missionare und Reisenden ratlos ließ. Der Kontinent Afrika bot keines der bekannten Beispiele von Heldentum, Vision und Gestaltungswille. Auch die Bereitschaft zur Kooperation stieß spätestens mit den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges an Grenzen. So entstand das Bild des dümmlich - grinsenden Schwarzen, des einfältigen Trottel, des faulen und zu allem Nützlichen unfähigen Negers, der zudem noch bei jeder Gelegenheit den Weißen anbettelt und ihm devot die Füße küsst. Afrika wurde erst offen, dann flüsternd hinter vorgehaltener Hand zum Ärgernis. Schließlich suchten Wohlmeinende mangels anderer Zugänge Erklärungsersatz im Mythos Afrika, dem schwarzen Geheimnis, im wilden Tanz oder den Trommeln, nachdem nicht länger vertretbar war, Afrikas Menschen als geschichts- und kulturlos zu den Akten zu legen. Afrika blieb Symbol für das Fremde, das Unbekannte, das Bedrohlich-Schwarze. Mit der rasanten Entwicklung der afrikanischen Literatur und der Chance, Afrika mit eigenen Stimmen zu lesen und zu hören, hat sich das nicht wesentlich geändert. Romane und Reisebücher über Afrika, die vorgeben, der Leserin, dem Leser, Menschen und Kontinent nahezu bringen, wurden, und werden bis in unsere Tage, zu gesuchten Bestsellern, während die afrikanische Literatur in den deutsch-sprechenden Ländern ein Kümmerdasein führt. In

Frankreich und England ist das nur wenig anders; die Absatzzahlen sind zwar höher, dahinter verbergen sich aber die Buchexporte nach Afrika und in alle Länder der Welt, in denen französisch oder englisch gelesen wird.

Europa hat Afrika nie verziehen, dass es sich für Europa schon lange nicht mehr interessiert und bestraft die Verweigerung durch Herabsetzung und offen geäußerte Zweifel an den geistigen Möglichkeiten der Afrikaner. Diese Zweifel werden bis heute laut geäußert, auch von sogenannten akademischen «Größen». Die Empörung über solche Ungeheuerlichkeiten verhallt müde und lustlos, so als bestätige solches Urteil den Ärger über die afrikanische Verweigerung.

Wir würden sie ja sofort in unseren Kreis aufnehmen

Es fehlt nicht an guten Ratschlägen, wie die Afrikaner sich besser «verkaufen» könnten. Warum schreiben sie nicht das, was sie jetzt schreiben müssten? Wo bleibt der große Hassausbruch wegen der Sklaverei, wegen der Demütigungen der Kolonialzeit? Warum nehmen sie nicht zur Kenntnis, was Ethnologie und Ethnographie seit Jahrzehnten über sie herausgefunden haben? Warum legen sie ihre Ängste, ihre Visionen, ihre Exotik und Erotik nicht offen? Wo bleibt die philosophische Durchdringung der Kolonialerfahrung und der unheilvollen Gegenwart? Warum erfahren wir nicht von ihnen die Geheimnisse, nach denen wir uns sehnen, Geheimnisse der Trommel, der Dschungelwelt, der Zauberer? Warum schreiben diese Autoren langatmige Dorfgeschichten, diese Mischung aus Mythen, Gewalt und Alltag, mühsam zu lesende Griotgesänge, während vor ihrer eigenen Tür die erstaunlichste aller Welten liegt, wo Elefanten, Löwen, Leoparden, Wasserfälle, reißend Ströme und ungeahnte Naturgewalten die großen Abenteuerpanoramen bieten? Und dann die Geschichte mit uns, den Europäern, als Bösewichte! Stoff für tausend hinreißend-anklagende Romane! Lèopold Sèdar Senghor, Ernest Hemingway, Laurens van der Post und Ruark haben ihnen doch vorgemacht, wie es geht! Warum folgen sie ihnen nicht? Wir würden sie sofort in unseren Kreis aufnehmen!

So aber bestraft unser unerfülltes «innerstes Bild von Afrika» die Unfähigkeit, den Ungehorsam, die Verweigerung, und verweist Afrikas Autoren in die letzte verachtete Ecke Dritte Welt. Der Buchmarkt kennt keine Gerechtigkeit.

Ich kenne keinen afrikanischen Autor, dem wirklich daran läge, in Europa oder den USA gelesen zu werden. Sie verkaufen die Rechte verständlicherweise gern, brauchen die Honorare, denn die meisten leben in erbärmlichen Verhältnissen. "Wir interessieren sie nicht", hatte schon Ende des letzten Jahrhunderts ein weißer Rezensent geschrieben. Vermutlich haben wir ihr Interesse nach allem, was die europäisch-afrikanische Geschichte ausmacht, verspielt. Mit solchen Erkenntnissen kann man wenig anfangen, denn sie greifen zu kurz, das Problem ist komplexer. Es ist deshalb auch nur ein scheinbarer Widerspruch, dass ich kaum einen afrikanischen Autor angetroffen hab der nicht die internationale Literatur der Gegenwart gelesen hätte, der nicht über eine ungewöhnliche Allgemeinbildung verfügte. Es geht also um eine andere Art der Abgrenzung, als man naheliegend vermuten könnte.

Sie haben eine großartige Literatur

Bücher afrikanischer Autoren kauft bei uns kein Buchhändler ein, um den Umsatz zu fördern. Sie werden in die Regale gestellt, aus einem unbestimmten Gefühl für Gerechtigkeit, vielleicht noch, um Engagement zu zeigen. Der Kreis der «Kenner» ist so auch klein geblieben, die Anzahl kenntnisreicher Rezensionen in den Medien ebenso. Verleger, die afrikanische Romane oder Gedichte herausbringen, werden als „mutig“ gelobt und anerkannt, irgendwann bekommen sie Preise und Auszeichnungen, bevor sie pleite machen,

wenn sie nicht stabile Begleitprogramme haben. Kaum ein Titel erreicht mehrere Auflagen und ist wirtschaftlich interessant; die Übersetzerkosten müssen meist subventioniert werden, von der evangelischen Kirche und geringfügig vom Staat. Sonst wäre das Angebot noch geringer. Die Dritte-Welt-Läden (oder, je nach ideologischem Fortschreiten: Eine-Welt-Läden) waren die ersten, die diese Literatur zu ihrer Sache machten. Sie wiesen daraufhin, man dürfe die Stimmen eines ganzen großen Kontinents mit hundert Millionen Menschen nicht ignorieren, Afrika habe eine großartige Literatur. Es gibt keinen Grund, über diese Behauptung und die oft ironisierte Solidaritäts-Szene zu lächeln! Sie hat mit ihrem Eintreten mehr für die Verbreitung dieser Literatur getan als die sogenannten großen Medien, die bei ihren halbherzigen Versuchen, die Romane von Achebe, Ngugi wa Thiong'o, Tierno Monenembo oder Kojo Laing zu würdigen, oft kläglich scheiterten. Wie sollten sie auch nicht? Nichts in unserer schulischen Bildungsarbeit hat die Rezensenten auf Afrika, seine Geschichte und Kultur vorbereitet, kaum etwas ist auf dem Buchmarkt greifbar, das den Zugang erleichtern würde. Ich gewann jede Wette, keiner von 60 Lehrerinnen und Lehrern eines großen Gymnasiums könne mir die Namen von nur drei afrikanischen Autoren nennen. Eine «normale» Rezeption, die afrikanische Traditionen, Geschichte und Kultur berücksichtigt, findet bis heute nicht statt! Es ist anerkennenswert und ein Ausnahmefall, dass z. B. die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einen Roman (*Kitereza, Die Kinder der Regenmacher*, Wuppertal 1991/93) nach einem Verriss noch einmal besprechen ließ, weil die Ahnungslosigkeit des zuerst beauftragten Rezensenten denn doch zu offensichtlich war. Die Wochenzeitung *Die Zeit* lädierte das Ansehen des Romans von Ngugi wa Thiong'o *Verbrannte Blüten* mit dem – falschen Hinweis, der West-Verlag (es waren noch DDR-Zeiten) habe die (schlechte) Übersetzung des DDR-Verlages übernommen. An der Stelle sei angemerkt, dass die DDR wesentlich mehr für Übersetzungen afrikanischer Literatur getan hat als die BRD. Die Isolation des Landes und ideologische Verkrampfungen allerdings brachten mit sich, dass es bei den Übersetzungen manchmal zu unglaublichen Verzerrungen kam.

DDR-Verleger klagten in persönlichen Gesprächen, auch das Lesepublikum im Leseland DDR verweigere leider diese Bücher.

Vom Verlegen und Betreiben der Bücher afrikanischer Autoren

Afrikanische Verlage sind bis auf wenige Ausnahmen nicht vorhanden. Zu übermächtig sind die britischen und französischen Konzerne, die im nachkolonialen Afrika das Geschäft, und damit die Entscheidung, was gedruckt wird, an sich ziehen – durchaus im Kontext zu anderen Industriezweigen. Diesen Marktvorsprung verteidigen sie mit Klauen und Zähnen. Deutsche Verlage kaufen die Rechte in London oder Paris, selten direkt von afrikanischen Verlagspartnern oder den Autoren. Hat der deutsche Verleger mit ihnen zu tun, bekommt er nicht selten Ärger, weil er von afrikanischer Art und Weise, über Verträge und Vorschüsse zu verhandeln, keine Ahnung hat. Nur langsam regt sich nennenswerter Widerstand gegen die Dominanz Europas im Verlagswesen in Afrika, langsam, aber stetig wächst die Bedeutung der Simbabwe-Book-Fair. Aber noch hat ganz Tanzania so viele Buchhandlungen wie Wuppertal oder Graz, denn die Menschen können nicht lesen oder haben kein Geld. Die obere feine Gesellschaft liest amerikanische oder europäische Romane und ist an den eigenen Autoren wenig interessiert.

Schwarze Schriftsteller aus dem frankophonen Afrika lesen vornehmlich französische Autoren, jene aus dem anglophonen Bereich Briten, Iren oder Amerikaner. Fast ein Wunder, dass einige von ihnen immerhin Grass, Böll, Brecht oder Heine kennen. Das kann kaum an den meist schlecht ausgestatteten Goethe-Instituten liegen, die ihre Bibliotheken fast nur mit deutschsprachigen Ausgaben bestücken und damit wenig oder nichts für die deutsche

Literatur tun! Der Katalog *Quellen* der Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika in Frankfurt weist ca. 300 literarische Titel nach, die in deutscher Sprache vorliegen, erschienen in 43 Verlagen. Nimmt man Sprichwort- und Märchensammlungen heraus, bleiben fünfzehn Verlage, die Romane, Gedichtsammlungen oder Anthologien herausgebracht haben. Bei dieser Zahl sind die Taschenbuchverlage, die Lizenznehmer der Originalverlage sind, noch zu berücksichtigen. Es bleiben ganze zehn Verlage, die mit einiger Regelmäßigkeit afrikanische Autoren verlegen. Die Zahl reduziert sich noch einmal erheblich, wenn man nur jene Verlage berücksichtigt, die mindestens einmal jährlich ein Buch aus Afrika neu übersetzen: Es bleiben fünf mit 10 bis 15 Titeln, angeführt von Peter Hammer in Wuppertal, gefolgt von Marino in München und dem Lamuv-Verlag in Göttingen. Keiner der an diesem statistischen Spiel beteiligten Verlage gehört zu den Großen, sie alle kämpfen mehr oder weniger mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Sie vertreiben 80 % ihrer Bücher über rund 250 Buchhandlungen. Unter diesen Buchhandlungen sind durchaus nicht nur, wie zu vermuten wäre, kleine engagierte (mit Namen wie Heine, Rote Straße, Ossietzky, Die Gruppe, etc.), sondern auch einige der ganz Großen wie Hugendubel in München/ Frankfurt oder die Meyerschen in Aachen/Köln. Buchclubs verzichten durchweg auf afrikanische Romane, das gilt auch für die Titel des Nobelpreisträgers Wole Soyinka. Taschenbuchlizenzen sind bei den großen Verlagen kaum unterzubringen, weil selbst relativ gut verkäufliche Autoren in den Mengen der großen Billigangebote untergehen und die Einkäufer zurückzucken, wenn der Verleger von einer afrikanischen Entdeckung zu sprechen beginnt.

Zeichen einer leichten Öffnung sind zu beobachten, seit sich der Schweizer Unionsverlag mit seinen Taschenbüchern durchsetzen konnte und seit «Afrikanissimo» eine größere Öffentlichkeit nachgewiesen oder geschaffen hat. Mit dieser Aktion, durchgeführt von der schon genannten „Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika“, mitgetragen von der Deutschen Welthungerhilfe und der Europäischen Union, konnten immerhin ca. 4.000 Leserinnen und Leser für einen Pool gesammelt werden, die sich als regelmäßige Käufer und Interessenten für diese Bücher bekannt haben. Weit darüber hinaus wird der Interessentenkreis in Deutschland, Österreich und der Schweiz auch nicht gehen, die Zahl bestätigt die Absatzzahlen von 1.500 bis 3.000 im Normalfall. Meist sind allerdings die Absatzzahlen geringer, manchmal werden mehr Rezensionsexemplare verschickt als Exemplare verkauft werden. Es gibt nur wenige, aber interessante «Ausreißer». Kiterezas *Kinder der Regenmacher*, eine breit angelegte Familiensaga aus Tanzania, aus dem Kisuaheli übersetzt, erreichte in sechs Jahren insgesamt 40.000 verkaufte Exemplare, vermutlich, weil hier in starken Bildern vom vorkolonialen Afrika die Rede ist und das Unbewusste des Lesers ahnt, dass hier ein Schlüssel zum Verstehen des Kontinents und seiner Menschen verborgen liegen könnte.

Was hat die Literatur Afrikas der Welt zu bieten?

Offensichtlich ist das, was Afrika durch seine Literatur (und das gilt für alle möglichen Bereiche des Lebens und der Politik) der Welt anbietet, nicht kompatibel mit den Erwartungen, die Europa an Afrika hat, schon gar nicht mit dem, was heute en vogue ist. Diese Behauptung muss gleichzeitig relativiert werden, weil niemand auf der Welt weiß, was die afrikanische Gegenwartsliteratur eigentlich ist. Denn nur wenig von dem, was in Afrika geschrieben wird, kommt auf den Buchmarkt. Als ich 1977 in einem Rundfunkinterview in Kinshasa die Autoren der Stadt zu einem Gespräch ins Goethe-Institut einlud, kamen rund 150, meist zerlumpte Gestalten, einige nach stundenlanger Wanderung, ihre Manuskripte in alte Zeitungen gepackt. Keiner dieser Autorinnen und Autoren hatte je eine Zeile bei einem Verlag (es gab in der Weltstadt Kinshasa nur den katholischen Paulus-Verlag) untergebracht.

Zwei Autoren hatten einzelne Erzählungen als Heftchen selbst drucken lassen, um sie auf den Märkten zu verkaufen.

Wenn man eine Rechnung anstellte und diese Erfahrung auf alle Hauptstädte Afrikas bezöge und einberechnete, dass nur 20 % potentieller Autoren der Einladung gefolgt sind und dass nur 3 % der Manuskripte so wertvoll sind, um gedruckt werden können, und von dieser verbleibenden Anzahl nur 3 % sich als exportfähig für fremde Märkte erweisen, dann fehlen uns für die Beurteilung der afrikanischen Literatur rund 300 Titel, die vielleicht nie gedruckt und gelesen werden. Es ist fast die Anzahl der heute lieferbaren Titel auf dem deutschen Buchmarkt. Eine solche Rechnung ist nicht zu beweisen, sie legt aber nahe, den Mund nicht zu voll zu nehmen, wenn von afrikanischer Literatur die Rede ist. Die Antwort auf die gestellte Frage kann also nur eine Annäherung sein, Ergebnis der Lektüre jener rund 100 veröffentlichten Autoren, Ergebnis jener schwierigen Gespräche, die auf Kongressen und Seminaren (meist in Europa, denn in Afrika findet die Kommunikation zwischen Autoren und Publikum nur selten statt) geführt werden und persönlicher Begegnungen. Eine schwierige Spurensuche, die nur unter Berücksichtigung der kolonialen Besonderheit einige Antworten ermöglicht.

Keine Zeit, Erwartungen zu erfüllen

Zwölf Jahre Drittes Reich sind auch nach fünfzig Jahren in Deutschland und Österreich nicht ohne Spuren in der Gegenwart. Wie sollten hundert Jahre Sklavenverschleppung, hundert Jahre Kolonialzeit nach dreißig Jahren sogenannter Unabhängigkeit in Afrika erledigt sein? Die Antwort der afrikanischen Literatur ist die Abwendung von Europa. Die großen Hoffnungen haben sich als Popanz, als Betrug erwiesen, von dort sind keine rettenden Konzepte für Afrika zu erwarten. Afrika ist auf sich selbst angewiesen, nach Jahrzehnten gläubiger Hoffnung, die sich auf Europa richtete, auf sich selbst zurückgeworfen. Es war ein schmerzlicher Fall, und er ist nicht ausgestanden. Aber Afrika ist nicht der Kontinent eines Che Guevara oder anderer strahlender Helden, wie wir sie so sehr mögen. Afrikas «Helden» sind anderen Zuschnitts, seine Literatur (und seine Politik?) muss andere Wege gehen, aber der Spielraum für Entwicklungen ist noch klein, denn jede Wirtschaftsmacht der Welt mischt sich ein und kann auf korrupte politische Komplizen rechnen. Afrika hat zutiefst zivile Gesellschaften, darüber dürfen auch die Schlägertrupps der Diktatoren, die Massaker der explosiven Kriege, nicht hinweg täuschen. Ihnen, diesen Gesellschaften, wenden sich die Autoren zu mit ihrer hartnäckigen Arbeit am Verstehen dessen, was nach dem Desaster der letzten zweihundert Jahre geblieben ist. Sie haben keine Zeit, Erwartungen von außen zu erfüllen. Sie haben keine Zeit, jetzt von Afrikas Eingliederung in die Weltgemeinschaft zu reden, ihnen geht es um das Verstehen der Vergangenheit, um Gegenwart und Zukunft neu zu definieren. Sie, die Autoren, haben es längst aufgegeben, um Gerechtigkeit für ihre Situation zu betteln, an die Demütigungen zu erinnern, anzubieten, was man von ihnen erwartet. Sie wollen nichts wissen vom Verführerischen und Beängstigenden, das die Europäer ihnen andichteten, hören nicht die Mahnungen, ihr Kontinent müsse sich einer Weltsicht öffnen und endlich eigene philosophische Konzepte anbieten. Was sie schreiben, ist (für uns Europäer) ein oft quälend tiefes Graben nach den Quellen. Sie akzeptieren diese verheerenden zweihundert Jahre Unterdrückung als «ihre» Geschichte und versuchen die Scherben der zerbrochenen Kette zusammenzufügen. Niemand weiß, was daraus wird, welche neuen Formen, Farben, Bilder, Kräfte sichtbar werden. Sie haben keine anderen Visionen als das, was ist. In dieser verwirrenden Vielfalt suchen sie die Spuren, das Brauchbare, das, was den Menschen am Leben hält. Es ist auch das Humane, das sowohl die Reisenden, die Leser ihrer Bücher als auch die engagiert Dritte-Welt-Bewegten so bewundern, aber das ist nicht alles und kann es nicht sein. Das Ende ist offen und niemand

hat eine glaubwürdige Prognose, welchen Weg Afrika mit der Weltgemeinschaft schließlich gehen wird. Das ist gut so, das einzig mögliche Rezept gegen die Krankheit der Verführbarkeit, der Afrika lange erlegen war. Wie anders sollten sie sich zu Wort melden? Sie vergeuden keinen Gedanken daran, jetzt «Weltliteratur» zu schreiben. Und doch liegen sie vor, die unvergleichlichen Werke von Achebe, U'Tamsi, Ngugi, A. Hampatè Ba, Monenembo, Soyinka, Cheney-Coker. Sie werden in einer Kultur geschrieben, in der das Wort von jeher eine rettende Rolle gespielt hat, in der ohne das ausführliche Gespräche gar nichts zustande kommt.

Noch schreiben sie, um überhaupt gedruckt zu werden, in den Sprachen der früheren Kolonialmächte, also in Fremdsprachen. Was hat das zu bedeuten? Wohin wird das die afrikanische Literatur führen? Der Prozess ist offener und damit hoffnungsvoller als alles, was an Prognosen über unsere eigenen plangeschliffenen digitalen Gesellschaften gesagt werden könnte. Besuche in einer literarischen Disco in Lagos, einer Lesung in den Townships von Soweto, einer Theatervorführung in Kampala gleichen vibrierenden Sternstunden, erinnern an die besten Leidenschaften und zärtlichsten Zuwendungen, derer der Mensch fähig ist. Ob da nun ein Europäer im Publikum sitzt oder nicht, ob eine Kamera des TV dabei ist oder nicht, ist den Leuten völlig gleichgültig.

Nicht alles davon, aber doch vieles, ist zwischen Buchdeckeln zu importieren. Diese Literatur leistet Widerstand gegen die allzu durchsichtigen Versuche, Afrika mit schnellen Konzepten von außen oder innen zu retten. Widerstand gegen allzu schnelle Entscheidungen für den Weg in die Zukunft.

Was haben wir zu erwarten?

Eine Zeit lang glaubte der Autor dieser Überlegungen, nach der Phase der Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit (Achebe u.a.), nach der bitteren Klage über die nachkoloniale Zeit (Ngugi wa Thiong'o u.a.), nach der Entdeckung der Großstädte (Monenembo u.a.) müsse endlich die Zeit der großen historischen Romane kommen, die Wiederauferstehung der mächtigen und bizarren Gestalten wie Tipu Tip, Mirambo, Chaka Zulu, der großen Eroberer und der vielen uns noch unbekanntenen Königinnen und Könige. Es war wohl in erster Linie Wunschdenken eines Verlegers, der endlich auch Bücher anbieten wollte, die ein breites Publikum hierzulande erreichen, hatte doch der große Roman *Segù* der schwarzen Autorin Maryse Condè aus Guadeloupe einen überwältigenden Erfolg. Inzwischen weist vieles daraufhin, daß Poesie und Lied die afrikanische Literatur in den kommenden Jahren viel mehr bestimmen könnte. Das wird die Rolle Afrikas auf dem deutschen Buchmarkt nicht gerade erleichtern, aber vielleicht den Zugang zum «Innersten Afrika».

Afrika hat selten wohlfeile Erwartungen erfüllt, und das ist gut so. In einer von Surrogaten überschwemmten digitalen Globalgesellschaft ist jedes Zeichen der Verweigerung eine Erinnerung an das Leben. Niemand weiß sicher, was aus Afrika zu erwarten ist. Schon allein das ist eine gute Nachricht und besser als hundert afrikanische Steven Kings, dunkle Rosamunde Pilchers oder schwarze Heinz Konsaliks. Vielleicht erlaubt gerade dies die Hoffnung auf einen Boom für afrikanische Autoren. Autoren, die nur für Afrika schreiben und damit für notwendige Korrekturen der ganzen Welt.

Erstveröffentlichung „Wespennest“ Nr.112, September 1998